

# Nebraska Staats-Anzeiger und Herald.

Jahrgang 33.

Grand Island, Rebr., 8. November 1912 (Zweiter Theil.)

Nummer 13

## Heimat.

Von Berese Köhlin.  
Nicht gern hab ich den Heimruf einst vernommen,  
Mit fremdem Herzen bin ich hergekommen.  
Du aber hast die Arme ausgebreitet,  
Und mächtig hat es mich zu dir gezogen.  
Nun bin ich dein. Was mir die Seele weitet  
In freiem Flug, mein Sehnen und mein Weinen,  
Dir, Heimat, will ich alles, alles bringen,  
Aus deinen Lüften hab' ich Licht gezogen.  
Auf deinen Höhen hab' ich Kraft genommen,  
In deiner Tannen dunkelgrüner Nacht  
Bin ich in süßen Kindheitsraum versunken.  
Geneigten Hauptes tret ich dir entgegen,  
Denn bin ich. Gönne mir den Heimatssegnen.

## Der Brautführer.

Skizze von W. Harold Thomson.  
Stephan warf seinen Zigarrenkummel über das Gelande der Wanda und sah ihm nach, wie er auf den sonnenbeschienenen Gartenpfad fiel und bläuliche Rauchwölkchen in die Luft sandte.  
Dann wandte er sich dem blondhaarigen, jungen Mädchen an seiner Seite zu.  
„Warum“, begann er langsam, „hast Du bisher nie etwas davon erwähnt. Warum hast Du mir nie darüber geschrieben, Lena? Hat es Dich denn gar nicht bedrückt, die Sache so ganz für Dich zu behalten? Natürlich hast Du doch keine Silbe aus diesen gemeinen Briefen geglaubt.“  
„Sieh mal her“, sagte sie und streckte ihre Hand entgegen. „Hier ist Dein Ring; den würde ich wohl nicht mehr tragen, wenn ich ein Sternenschildchen geglaubt hätte! Drei Jahre bist Du jetzt beinahe fort gewesen, Stephan, aber ich habe die ganze Zeit auf Dich vertraut — nie hatte ich irgendwelche Zweifel an Deiner Treue, — auch nicht, als die Briefe damals kamen.“  
„Aber Du weißt doch, daß man sich von dem Leben im Ausland allenthalben Wunderdinge erzählt. Und ich habe doch nun so lange draußen gelebt. Und dazu die beiden Briefe, die Du bekommen hast! Herrgott! Ich wünschte, ich hätte den Schreiber jetzt hier! Eine Frauenhandchrift ist es gewesen, sagst Du? Und nach dem, was sie schreibt, bin ich also der reine Wüstling gewesen! So daß ich überhaupt kein Recht hätte, noch mit Dir verlobt zu sein! Und Du solltest mich aufsuchen! Lena — — —“  
„Nun?“  
„Es hämmerte ihm in den Schläfen. „Ich wollte, Du hättest die Briefe lieber aufgehoben statt sie zu verbrennen. Ich hätte sie gern gesehen. Schön um zu erfahren, wer der Schreiber gewesen ist. Natürlich brauche ich Dir nicht zu versichern, daß er oder sie Dir platte Lügen aufgetischt hat.“  
„Laß das alles, laß!“ rief sie. „Ich wollte Dir das alles gar nicht erzählen. Aber nun, da Du bei mir bist, — überlass es mich doch. Wir haben uns ja auch verprochen, nie Geheimnisse vor einander zu haben. Und nun ist es gut. Du gehst ja jetzt nicht wieder auf Reisen, und in zwei Monaten — — —“ lächelnd sah sie ihn an.  
Er stand von seinem Stuhl auf und ging zu ihr hinüber und legte den Arm um ihre Schultern.  
„Zwei Monate ist noch sehr lange hin“, sagte er. „Jetzt, wo der Tag so nahe rückt, kommt er mir meilenfern vor. Auf ganz kurze Zeit muß ich übrigens heute doch noch fortreisen.“  
Sie lehnte sich zurück und sah zu ihm empor.  
„Aber doch höchstens auf eine Woche, nicht wahr? Und das ist ja nicht allzu lange.“  
„Nein. Und dann kann sich Breuer Dir ja auch in dieser Zeit widmen. Er kommt heute, das weißt Du ja. Ein Zimmer hat er schon im Hotel unten im Dorf bestellt. Ich habe ihm gesagt, daß er Dich so oft besuchen könnte, wie er wollte. Es ist Dir doch recht? Und Deine Mutter wird hoffentlich auch nichts dagegen haben. Ich habe mir gedacht, daß er Brautführer bei uns sein soll.“  
Lena schüttelte langsam den Kopf. Er beobachtete sie und sah ihren nachdenklichen Ausdruck.  
„Nun?“ rief er. „Was gibt's denn? Hast Du immer noch Deine anfängliche Meinung über ihn? Liebes Kind, Du hast ihn doch nur einmal gesehen — als ich ihn Dir am Hafen vorstellte. Man kann doch einen Menschen nicht gleich beurteilen, weil einem sein Lächeln nicht gefällt.“

Mir ist seine Art zu lächeln gar nicht einmal aufgefallen.“  
Sie versuchte zu lachen, aber es gelang ihr nicht recht.  
„Natürlich nicht“, sagte sie. „Vielleicht war es nur Einbildung bei mir, vielleicht habe ich ihn auch zu sehr mit Dir verglichen. Wenn er unser Brautführer sein soll, dann will ich mir meine Einbrüche von ihm auszuwählen lassen. Nur — — —“  
„Nun?“  
„Nur wäre es mir natürlich lieber gewesen, Du wärest jemand dazu ausgesucht, den wir beide schon länger kennen.“  
„Aber warum denn? Ich habe ihn unterwegs kennen gelernt und er ist mit mir auf demselben Schiff gefahren. Er ist zwar kein intimer Freund, aber ich habe es ihm angeboten und er erklärte sich gern bereit. Außerdem kenne ich ihn nun schon fast drei Jahre.“  
Diese Erklärung mußte ihr genügen, im Stillen aber genügte sie ihr doch nicht. Wie kam Ernst Breuer dazu, eine so wichtige Rolle bei ihrer Hochzeit zu spielen? Aber wenn Stephan es so wollte — — —  
Und sie beschloß, daß, wenn Breuer am Abend kommen sollte, sie ihm so freundlich wie irgend einem andern Freund von Stephan begegnen würde.  
Aber sie sollte es schwerer finden, als sie es sich gedacht hatte. Breuer war allerdings ein Mann, der sich sehen lassen konnte; höflich und gewandt, und mußte sich schnell bei Lenas Mutter ins rechte Licht zu setzen, — aber es war irgend etwas an ihm, was Lena nicht leiden konnte. Sie hätte nicht sagen können, was es war. Als und zu fühlte sie, daß er sie forschend ansah, und das betrugte ihre Unbehagen. Sie verwarf die Idee, die jedesmal unter seinen Blicken in ihr aufstieg. Sie wußte, daß er sie bemerken würde.  
Als er eine kleine Photographie von ihr auf einem Tischchen am Fenster stehen sah, beugte er sich mehrere Sekunden darüber und starrte sie an.  
Dann lehnte er sich in seinen Stuhl zurück und sah langsam von Lena zu ihrer Mutter hinüber.  
„Was für eine merkwürdige Ähnlichkeit“, sagte er, „mit einer Photographie, die ich einmal bei Ihrem Brautigam gesehen habe. Nun kann ich sie wenigstens mit dem Original vergleichen.“  
Er hielt einen Augenblick inne, dann fuhr er fort:  
„Man findet so selten eine schöne Photographie, die ganz ähnlich ist.“  
Lena sah ihm an, daß seine Worte ernst gemeint waren und bis sich auf die Lippen.  
Breuer blieb an diesem ersten Abend nicht sehr lange. Beim Fortgehen ließ er durchblicken, daß er während seines Aufenthalts nichts zu tun hätte und die Bekanntschaft fremder Leute nicht suchte, so daß ihn Lenas Mutter höflicherweise einlud, so oft zu kommen, wie es ihm paßte.  
„Es würde uns sehr freuen“, schloß sie, „denn wenn Lena auch allerhand vor der Hochzeit zu tun hat, so ist sie doch in dieser Woche viel allein, Herr Breuer.“  
Und Breuer sorgte dafür, daß das junge Mädchen nicht so viel allein blieb. Nicht, daß er von der freundschaftlichen Einladung einen so ausgiebigen Gebrauch machte. Er wählte Zeiten und Gelegenheiten klug, so daß Lenas Mutter keine Ursache zu irgend welchem Veracht hat, und auch Lena sah in ihm nichts weiter als den Gesellschaftler, den ihr der Verlobte für die Zeit seiner Abwesenheit empfohlen hatte.  
Allmählich jedoch gingen Lena die Augen auf, ganz allmählich. Breuer war sehr oft mit ihr zusammen, aber nicht, weil er Stephan damit einen Gefallen tat, sondern sich selbst. Und als sie schließlich hinter die Wahrheit kam, wunderte sie sich, daß sie sie nicht früher entdeckt hätte. Sie merkte, wie lange er jedesmal, wenn er sie begrüßte oder sich von ihr verabschiedete, ihre Hand in der seinen hielt, und wie er sie jedesmal, wenn sie ihn ansah, beobachtete; wie einschmeichelnd seine Stimme wurde, wenn er die Unterhaltung von irgend einem gleichgültigen Thema zu ihren beiden Personen hinleitete.  
Und eines Abends wußte sie, wie es um die Dinge stand. Sie sahen beide in einer Ecke des Gartens, und Lena war wohl in stiller Freude darüber, daß Stephan am nächsten Abend übernächsten Abend schon wieder zurück wäre, ein wenig herzlicher zu ihm gewesen als sonst.  
Breuer ahnte den wirklichen Grund ihrer besonderen Freundlichkeit nicht, schrieb ihr eine andere

Ursache zu und handelte rasch entschlossen.  
Er legte einen Augenblick lang seine Finger auf ihren Arm und zwang sie, ihn anzusehen.  
„Nun?“ fragte sie erhaunt.  
„Ich bitte Sie, Fräulein Lena, laufen Sie mir nicht davon, wenn Sie das, was ich Ihnen sagen will, erschreckt. Hören Sie mir zu, ich flehe Sie an. Wissen Sie, warum ich mit Ihrem Brautigam zusammen hergekommen bin — warum ich eine so große Freundschaft für ihn vorgehabt, — und warum ich so bereitwillig Brautführer sein wollte? Soll ich es Ihnen sagen?“  
„Nein“, flüsterte sie und rückte von ihm ab, als sie seine flackernden Augen und sein zitterndes Gesicht sah.  
„Ihrentwegen tat ich das alles! Wie Sie zusammenschauen! Aber warten Sie, ich habe Ihnen noch mehr zu sagen, was Sie hören müssen. Wenn Sie mir davonlaufen, gebe ich zu Ihrer Mutter und erzähle ihr die Geschichte zu Ende.“  
„Herr Breuer“, sagte sie heftig erregt, „ich verstehe nicht, was das alles zu bedeuten hat, aber ich wünsche nicht — — —“  
Sie sprach nicht zu Ende, weil er wieder die Hand auf ihren Arm legte.  
„Hören Sie mir zu!“ sagte er. „Ich habe nun einmal angefangen und will weiterreden. Vor einem Jahr sah ich ihr Bild bei Ihrem Verlobten zum ersten Male — und ich verliebte mich rettungslos in Sie. Nein, nein, laufen Sie nicht fort — es geht noch weiter. Ich habe mich in ihr Gesicht verliebt, und als ich hörte, daß Sie verlobt seien, habe ich versucht, meine Liebe für Sie, die ich nie persönlich gesehen hatte, zu bekämpfen. Aber es gelang mir nicht. Und seitdem ich Sie jetzt kennen und ich sehen gelernt habe, ist es mit meiner Kraft zu Ende. Um Sie kennen zu lernen, bin ich mit dem Manne, den Sie heiraten wollen, herübergereist.“  
„Halt!“ schrie sie jetzt, „lassen Sie mich gehen, Herr Breuer! Sie wollen von Liebe reden und betragen fastlich meinen Verlobten! Ich denke, er und ich sind von heute an mit Ihnen fertig!“  
„Was geht mich der andere an! Nur um Ihre Willen habe ich ihm Freundschaft vorgetauscht. Verstehen Sie das nicht? Ihre Willen! Sie wollen den andern heiraten, aber Sie dürfen nicht, Sie können nicht! Er hat kein Recht, Sie für sich in Anspruch zu nehmen. Jawohl! Ich werde Ihnen gleich sagen, weshalb! Ihr Verlobter ist nicht der Heilige, für den Sie ihn halten. Ich habe ihn draußen kennen gelernt. Er hatte einen guten Ruf und war recht lebenswürdig, das ist aber nichts Ungewöhnliches bei Leuten seines Schlages. Er war beliebt, und die meisten hätten wohl auf seinen taubstummsten Lebenswandel geschworen. Ich aber kann Ihnen reinen Wein einschenken.“  
„Schreiben Sie ihm“, bat er, „schreiben Sie ihm, daß Sie ihn nicht wieder sehen wollen, aus welchem Grunde Sie wollen. Und — kommen Sie mit mir, kommen Sie! Es geht alles viel leichter, als Sie denken. Wenn Sie erst meine Frau sind — — —“  
Mit einer schleudernden Bewegung hatte sie seine Hand von ihrem Arm abgeschüttelt und wandte sich schnell zum Gehen. Er aber rief ihr nach:  
„Einen Augenblick noch! Wenn Sie mir nicht glauben wollen, — ich habe Beweise!“  
Als sie zögerte, trat er an ihre Seite. „Ich habe Ihrem Verlobten etwas fortgenommen, aber ich freue mich, daß ich es getan habe. Ich habe ihm ein kleines Päckchen Briefe fortgenommen, das er sorgfältig verschlossen hatte. Es sind Briefe seiner Frau, und wenn Sie sie sehen, werden Sie mir glauben. Ich möchte sie Ihnen zeigen, — sie sind in meinem Koffer im Hotel.“  
„Einen Augenblick stand sie still und ihr Hirn arbeitete fieberisch. Dann sagte sie aber ruhig:  
„Ich will die Briefe sehen, aber nicht heute Abend. Vielleicht bringen Sie sie mir morgen. Ich werde Sie allein empfangen.“  
„Und Ihr Brautigam?“ fragte er. „Er kommt doch morgen?“  
„Morgen oder übermorgen“, sagte sie. „Sie kommen vielleicht um drei.“  
„Und dann? Wenn die Briefe für Sie überzeugend sind? Werden Sie ihm telegraphieren, daß es zwischen Ihnen aus ist und er sich nicht mehr vor Ihnen sehen lassen soll? Ah, wenn Sie mich doch liebten! Aber eines Tages werden Sie es! Ich werde nicht unversucht lassen, Sie zu erobern.“

„Morgen um drei“, sagte sie und ließ ihn stehen.  
Er sah ihr nach, wie sie durch den Garten auf das Haus zuing. Dann schritt er durch die Gartenpforte ins Freie.  
Am folgenden Tage wartete sie auf ihn im Wohnzimmer.  
Sie nahm ihm die Briefe ab, die er ihr schweigend bot.  
„Wo sind denn die Umschläge?“ fragte sie.  
„Die Umschläge? Die wird er wohl fortgeworfen haben. Darauf kommt es ja gar nicht so sehr an.“  
Sie durchflog das erste Blatt und erröte tief.  
„Das ist eine Gemeinheit!“ rief sie. „Jawohl, das ist es“, sagte er näher auf sie zutretend. „Und Sie haben ihm geglaubt und wollten ihn heiraten!“  
„Sie verstehen mich vielleicht nicht richtig“, gab sie zurück. „Ich dachte an etwas anderes. Das sind nämlich nicht die ersten Briefe in dieser Handschrift, die mir in die Hände fallen.“  
„Wie?“  
Sie heftete ihren Blick fest auf seine Gesichtszüge und sagte:  
„Vor einiger Zeit habe ich einen Brief in derselben Handschrift bekommen, in dem ich gewarnt wurde vor meinem Brautigam, und zwar aus denselben Gründen, auf die Sie anspielen. Mir scheint, Sie sind etwas unvorsichtig gewesen, Herr Breuer?“  
„Unvorsichtig? Wie meinen Sie das?“ fragte er.  
„Wissen Sie, was ich glaube, Herr Breuer?“  
„Nein“, sagte er kurz.  
„Ich glaube, daß Sie irgend ein weibliches Wesen veranlaßt haben, sowohl diese Liebesbriefe hier an meinen Brautigam, als auch die Briefe, die ich kürzlich bekommen habe, zu verfassen. Habe ich recht?“  
Sie sah, wie er mit den Händen nervös an sich herumastete, aber als er dann auf sie zutrat, sagte sie:  
„Nein“, und ariff nach der Tischplatte, „einen Augenblick, ich habe heute an meinen Brautigam telegraphiert, er ist augenblicklich bei meiner Mutter, und sobald ich klingele, kommt er hier herein. Aber ich will das gar nicht, denn es könnte übel für Sie ablaufen. Ich habe ihm nichts von dem gesagt, was in diesen Tagen vor gekommen ist, und wenn Sie mir jetzt bestätigen, daß meine Annahme mit den Briefen richtig ist, will ich Ihnen ein Zusammenreffen mit ihm ersparen und Ihnen freien Abzug gewähren.“  
Sie hielt die Hand noch immer auf der Glode.  
Er aber nickte langsam, und so ließ sie sie los.  
„Ich gehe“, sagte er, „aber, mein Gott, ich habe alles aus Liebe für Sie getan.“  
Eine halbe Stunde später trat Stephan in das Wohnzimmer und fand Lena zusammengesunken in einem großen Stuhl sitzend, aber als sie ihn kommen sah, lächelte sie ihm durch Tränen glücklich zu.  
Kurzweilige Erzähler.  
Rebner, bei deren Wörtern man einschlafen möchte, und Dichter, deren Bühnenwerke die gleiche Neigung in uns auslösen, finden wenig Anerkennung. Die Polar-Expedition, wie der bei Kap York in Westgrönland verunglückte lebende Stamm bezeichnet wird, denken über diesen Punkt anders. Man pflegt dort während der langen Winternächte aus Langeweile läppige Schmaufereien zu veranstalten, d. h. Mengen von rohem gefrorenem Fleisch zu vertilgen. Wenn dann alles voll und faul in der Hütte liegt, will man angenehm unterhalten werden, und da muß ein Erzähler Märchen und Geschichten zum Besten geben. Dabei ist aber seine Aufgabe, die Zuhörer in den Schlaf zu ziehen, und je eher ihm das gelingt, desto höher wird sein Talent geschätzt. Wie Knud Rasmussen berichtet hat, rühmte sich die besten Erzähler, sie wären noch nie mit einer Geschichte zu Ende gekommen. Erklärlich war indes diese sonderbare Anschauung, wenn man erfährt, daß alles, was erzählt wird, den Zuhörern bereits bekannt ist; sie haben es als kleine Kinder schon von den Großmüttern gehört. Die einschläfernde Wirkung des Gesagten wird in einem bestimmten Falle ja auch bei uns geschätzt: wer Kinder in den Schlaf zu bringen vermag, gilt als gewandte Mutter oder geschickte Kinderfrau.  
Die Schweizig besah im Jahre 1910 606 Bantzen, darunter 19 Staatsbantzen.

Frauenlos.  
Erzählung von Dorc Dunder.  
Nur sehr ungern hatte Kanzleirat Müller seine Einwilligung zu dieser Reise nach Heringsdorf gegeben. Wahrscheinlich, die Zeiten waren nicht danach.  
„Und deine Töchter, die doch auch etwas vom Leben haben und endlich zu einem Mann kommen wollen?“  
Der Kanzleirat hatte trübe gelächelt. „Wenn sie in Berlin nicht dazu kommen, weshalb sollten sie es in Heringsdorf? Uebrigens, Mella ist kaum achtzehn, sie hat Zeit.“  
„Aber Klara mit ihren sechsundzwanzig nicht.“  
„Sie hat wohl resigniert!“  
„Aber ich nicht“, hatte die Kanzleiratin geantwortet. So war sie Siegerin geblieben.  
In wenigen Tagen hatte sich die Familie in einem verhältnismäßig beschiedenen Häuschen, nahe der Abseitsgrenze, behaglich gemacht.  
Mella hatte ihren Tennisklub, die Alten einen bequemen Strandkorb gefunden. Selbst Klara, die eigentlich immer zu kurz kam, hatte ein süßes Plätzchen in dem weißen, weichen Sand entdeckt, in dem sich's wunderbar träumen, lesen und von den Nörgeleien des Alltags ausruhen ließ.  
Als sie zu Ende der ersten Woche an einem heißen Tage in ihrem schlichten Leinentkleid, mit dem großen, schattenden Hut die Düne herunterkam, fand sie zu ihrem Schrecken Nachbarschaft, ganz nahe ihrem stillen Plätz. Ein Herr, der ihr für den Augenblick den Rücken wandte, war in Gemeinschaft eines kleinen, weiß gekleideten Mädchens gerade dabei, den letzten Spatenstich an einer tiefen, hochgelegenen Mulde zu tun.  
Verstört, auf lautes Plappern, lärmende Spiele, Kindergeschrei gestört, nahm Klara ihren Sitz ein. Das Buch schlug sie gar nicht erst auf. Es lohnte wohl kaum den Versuch, sich in Jbsen zu verliehen.  
Aber auch mit dem Träumen war es nicht. Ohne es zu wollen, hörte sie, den Kopf zurückgelehnt, die Augen unter dem großen Hut geschlossen, auf das leise, zärtliche Gespräch der beiden.  
Um einen kleinen, eigenen Sitz, im Stühlen aus Sand dicht bei Papi hat das Kind, nur so groß, daß Pappchen Erde mit darauf Platz hatte.  
„Du weißt doch, Papi, Onkel Doktor hat Seelust für Elise verordnet, weil sie so blaße Waden hat.“  
„Und deshalb hast du sie oben in ihrem Bettchen liegen lassen?“ neckte der Vater.  
„Die Wohnung mußte doch erst fertig sein, wie neulich bei uns, wo du mich erst von Tante Lieschen holtest, als mein Stübchen in Ordnung war.“  
„Ja, mein Liebling.“ Wie tiefe Schmerzklänge es aus dem Ton des Mannes. Dann schwiegen sie beide. Die Kleine hatte ihren Ball aus dem rogestrichelten Netz geholt. Der Vater lag auf geschütztem Arme und sah auf das Meer hinaus. — — —  
Die Alten saßen im Strandkorb und blickten unruhig nach den Töchtern. — — —  
Der Kanzleirat, dem der Seewind die Sorgenfalten noch nicht aus dem Gesicht geweht, sah dem Antkommen der müde und gleichgültig entgegen. Die Frau war ganz gespannte Aufmerksamkeit. Klara stellte vor: „Baumeister v. Roberts aus München“ und mit einem lächelnden Blick auf das Kind: „Fräulein Lilli v. Roberts.“  
Roberts wandte sich mit weltmännischer Lebenswürdigkeit den alten Herrschaften zu. Er entschuldigte sich und der Kleinen Eindringen in den geheiligten Frieden des Strandkorbes, der Kleinen Zutunlichkeit, die das gnädige Fräulein allerdings selbst durch das Auffinden des verlorengegangenen Lieblingsballe verschuldet habe.  
Die Kanzleirat bemerkte, daß ihre Tochter stets eine besondere Liebe für Kinder hegte.  
„Das fühlt so ein kleines Wesen naturgemäß“, gab Roberts zurück, indem er dem Kinde über das turgeschnittene, lockige Blondhaar fuhr, und wieder glaubte Klara jenen Unterton von tiefer Schwermut in des Mannes Stimme zu hören, der zu-

vor aus der Sandmulde zu ihr herübergekungen war. —  
Nachdem die Fremden sich verabschiedet, sprach die Mutter eifrig auf Klara ein. Sie aber hörte wenig oder nichts von den sie bestürmenden Fragen. In ihrer stillen, tiefen Seele hatte der schwermütige Klang Wurzel geschlagen. Sie forschte seinem Grunde nach. Grübelnd fragte sie sich, ob der Mann das Weib nicht vergeren könne, das ihm das holde Kind geschenkt, ob ein früher Tod oder das graufame Leben es von seiner Seite gerissen habe?  
Sie fühlte, so sehr sie sich dagegen sträubte, daß von dem ersten Sehen schon ihre Seele mit ihm litt. Als Klara am nächsten Morgen an den Strand herunterkam, fand sie Klara und Puppe im weißen Sand ihrer Grube lang hingestreckt. Lilli lag übermüht.  
„Verzeihen Sie dem kleinen Trosttopf. Er war von dem Befehlswechsel nicht abzubringen.“  
Sie lächelten beide. Dann nahm er ihr den Jbsen aus der Hand und bat um die Erlaubnis, ihr vorzulegen. Aber er kam nicht weit. Zart rann die Rote in des Mädchens Klafses Gesicht.  
Er sprach zu ihr von Mädchen und Frauen, wie sie das Leben heut dem Mann entgegenbringt. Hart und ungerecht, wie ihr schien. Ab und zu machte Klara einen schüchternen Einwand, den er nicht gelten ließ.  
„Ich kenne sie nicht, die Selbstlosen, die nichts sein wollen als Weib und Mutter — oder vielmehr: ich kenne sie nicht — bis gestern!“  
Von hinten legte das Kind die Arme um Klaras Hals und drückte ihre zarte Wange an die ihre.  
Roberts aber sprang heftig auf und rief das Kind von Klara los.  
„Komm“, es hat keinen Zweck. Nimm deinen Eimer, wir wollen Fische fangen geh'n.“ — — —  
Als Roberts, Lilli an der Hand, nächsten Morgen an den Strand kam, war Klaras Platz leer. Er hatte es nicht anders erwartet.  
Mit dunkeln Blicken starrte er auf das Meer. Endlich kam er zu einem Entschluß: Ein Geschöpf wie diese Klara Müller fand er kein zweitesmal auf der Welt.  
Aus dem Strandkorb der Alten schimmerte ein helles Kleid.  
Sie hatte ihn kommen gesehen und Zeit gehabt, sich zu fassen.  
Er nahm ihre Hand sanft zwischen die seinen.  
„Wir haben uns schnell gefunden, in raschem Verstehen. Das Kind hängt an Ihnen mit leidenschaftlicher Zärtlichkeit — darf ich eine Frage an Sie richten?“  
Der Herzschlag klopfte dem stillen Mädchen. Ein Paradies blühte vor ihr auf. Wolste das Glück wirklich kommen — unfaßbar — riesengroß?  
„Würden Sie sich entschließen können, mit mir und dem Kinde nach München zu gehen?“  
Das Leuchten in ihren sonst so stillen Gesicht ließ ihn hoden. Dann, ohne sie anzusehen, fuhr er fort in überstürzter Hast.  
„Meine Frau —“  
Von irgendwoher kam ein naher Laut. Er blickte nicht auf, er konnte, er wollte nicht.  
„Meine Frau — ich mache ihr keinen Vorwurf daraus — das Muttersein ist vielleicht ein Talent wie andere Talente auch, es läßt sich nicht erlernen, nicht erzwingen — meine Frau ist nicht damit begnadet. Sie sind es, Fräulein Klara! In Ihrer Hand liegt es, meinem Kinde das Glück — mir den Frieden zu geben — wollen Sie, Klara?“  
Sie wandten sich einander wieder zu.  
„In das Mädchens Gesicht war die lodernde Glückslampe ausgelöscht. Statt ihrer stand eine gültige, opferneue Zärtlichkeit darin.  
„Ich will“, sagte sie schlicht und legte ihre Hand facht in die ausgestreckte des Mannes.  
— — —  
Das Familienglied Mann: „Tante doch bloß nicht immer beim Essen!“  
Frau: „So! Wann soll ich's denn tun? Den Tag über bist Du im Amt und abends im Wirtshaus; da ist doch das einzige Zeit für das bishigen Familienglied.“  
— — —  
Ein widerprüchlicher Pantoffelheld. Gattin: „Na, wart' nur, das werde ich Dir schon antreiben! Neulich küßtest Du die Köchin und heute das Stubenmädchen.“ — — —  
Pantoffelheld: „Ich mag aber tun, was ich will, nichts ist Dir recht!“